

Darren Shan

DIE TOTEN, DIE ICH RIEF

Thriller

Aus dem Englischen von Thomas Merk

Rowohlt Polaris

Die Originalausgabe erschien 2012 bei Orion Publishing Group, UK,
unter dem Titel «Lady of the Shades».

1. Auflage April 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«Lady of the Shades» Copyright © 2012 by Home of the Damned Limited

Redaktion Lisa Volpp

Satz Plantin PostScript (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 86252 037 4

Für:

Bas – *meinen* guten Geist.

Mein Licht in der Dunkelheit:
die Agentur Christopher Little.

PROLOG

Als er exekutiert wurde, rubbelte sich Jose Nilson dos Linos gerade die Schuppen aus dem Haar. Der Aktivist einer Bürgerrechtsorganisation hatte den ganzen Tag über versucht, in den Unterlagen eines örtlichen Waisenhauses den Beweis dafür zu finden, dass es einem der größten Verbrecherkartelle Santiagos als Tarnadresse diente. Jose war der Leitung des Waisenhauses schon seit Monaten auf der Spur, aber erst als ein reumütiger Arzt vor ihm auspackte, war ihm der entscheidende Durchbruch gelungen.

Bis jetzt hatte Jose noch keine stichhaltigen Beweise gegen die chilenischen Mafiabosse gehabt, aber langsam kam er der Sache näher. Bald würde er die Wahrheit ans Tageslicht bringen und vor Gericht einen weiteren Sieg erstreiten.

Während er zu seiner bescheidenen Wohnung im dritten Stock eines heruntergekommenen Wohnhauses im Zentrum Santiagos hinaufstieg, bastelte er bereits an dem flammen-

den Plädoyer, das er im Gerichtssaal halten wollte. Er öffnete die Tür, trat an das runde Fenster und blickte hinab auf die Straße. Teilnahmslos sah er eine Weile dem Treiben der Menschen dort unten zu. Der Gedanke daran, bald ins Bett zu gehen, ließ ihn lächeln, aber zuvor musste er noch einen Eintrag in seinem Tagebuch machen, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Er schlug die dicke, in Leder gebundene Kladde auf und suchte die Stelle, an der er am Abend zuvor mit dem Schreiben aufgehört hatte. Nachdem er sorgfältig drei mit Fakten gespickte Absätze niedergeschrieben hatte, legte er den Stift beiseite. Er schloss die Augen und rieb sich mit Daumen und Mittelfinger der linken Hand den Nasenrücken, bevor er das Tagebuch von sich schob, den Kopf über den Schreibtisch beugte und mit den Fingern sanft die Kopfhaut massierte. Die Schuppen fielen wie winzige Schneeflocken auf die Schreibtischplatte herab, und Jose stellte sich bei ihrem Anblick ein kaltes, stilles Land vor.

Während die Schuppen weiterrieselten, bereitete sich Joses Killer unbemerkt auf die Exekution vor. Er hatte sich den Namen Sebastian Dash gegeben und erledigte seinen Job ohne jegliche Gefühle. Er wusste nicht, aus welchem Grund Jose Nilson dos Linos sterben musste, und hätte er es gewusst, dann wäre es ihm egal gewesen. Sebastian Dash wurde fürs Töten bezahlt, nicht fürs Fragenstellen.

Dash setzte die Mündung seiner Pistole so sanft an Joses Hinterkopf, dass dieser sie kaum wahrnahm. Er glaubte, es sei ein Nachtfalter und fuhr mit dem Massieren seiner Kopfhaut fort. Überrascht, dass sein Opfer keinerlei Reaktion zeigte, zögerte Dash noch einen Augenblick, bevor er langsam abdrückte.

Jose Nilson dos Linos' Schädel explodierte in einer Wolke

aus Knochensplittern, Hirnmasse und Blut. War die Eintrittswunde noch klein gewesen, fächerte sich die Kugel auf dem Weg durch Joses Schädel so weit auf, dass sie ihm beim Austritt das komplette Gesicht oberhalb des Mundes wegriss und nur ein undefinierbares, blutiges Loch hinterließ. Umgeben von einem perlmuttfarbenen schimmernden Kranz aus Gehirn, bohrte sich das Geschoss vor den beiden Männern in die Wand des Arbeitszimmers.

Dash packte Joses auf den Schreibtisch gesunkenen Kopf und rückte ihn so zurecht, dass Joses Frau, mit der er seit elf Jahren verheiratet war, gleich nach dem Betreten der Wohnung in sein zerstörtes Gesicht blicken musste. Dieses grausige Detail hatte Dashes Auftraggeber ausdrücklich verlangt. Kurz zuvor hatte in einem anderen Stadtviertel von Santiago die Ehefrau eines redseligen Arztes ihren Mann in einem ähnlichen Zustand aufgefunden. Für Sebastian Dash war es eine lukrative Nacht.

Der Killer ging zur Tür und überzeugte sich davon, dass der Kopf auch im richtigen Winkel lag, dann kehrte er zurück zum Schreibtisch. Die Kugel konnte er ruhig in der Wand stecken lassen, denn seine Waffe war nicht registriert. Stattdessen bückte er sich zu Joses Füßen und stellte mit einem Stirnrunzeln fest, dass der Tote Slipper trug. Rasch sah er sich in der Wohnung um, bis er in einem Schrank ein Paar schwarze Schnürschuhe entdeckte. Es waren die Schuhe, die Jose nur anzog, wenn er ins Gericht ging. Auch bei dem Prozess gegen die Leitung des Waisenhauses hätte er sie getragen. Dash wusste nichts von alledem, er brauchte lediglich ein Paar Schuhe, das Schnürsenkel hatte.

Dash zog der Leiche die Slipper aus und drückte ihre Füße in die Schnürschuhe hinein. Dann band er die Schnürsenkel des rechten Schuhs zu einer Schleife, während er die des lin-

ken offen ließ. Das war sein Markenzeichen, das er allerdings nicht immer hinterlassen konnte, schließlich gab es Aufträge, bei denen man sofort die Flucht ergreifen musste. Selbst in Dashes unheilvollem und verschwiegenem Metier zahlte Werbung sich aus.

Als alles zu seiner Zufriedenheit war, nahm Dash das Tagebuch, das er für seinen Auftraggeber vernichten sollte, an sich und schlich zur Tür. Er öffnete sie einen Spaltbreit und spähte ohne Aufregung hinaus in den Flur. Als er dort niemanden sah, schloss er die Tür hinter sich und ging nach unten. Noch auf der Treppe schlug er den Jackenkragen nach oben, kämmte die Haare nach links und setzte eine Brille auf – mit ungeschliffenen Gläsern, denn seine Sehschärfe betrug weit über hundert Prozent. Es war keine aufwendige Tarnung, aber Dashes Erfahrung nach fiel man am wenigsten auf, wenn man ganz normal aussah.

Während Sebastian Dash durch die Straßen von Santiago zu seinem Hotel ging, warf er die Pistole in einen Gully. Es war vielleicht nicht die beste Methode, belastendes Beweismaterial loszuwerden, aber Dash kannte sich in der chilenischen Hauptstadt nicht aus, und er wollte die Waffe ebenso rasch loswerden wie das Tagebuch und seine Handschuhe, die er ein paar Straßen weiter in ein Müllfeuer warf.

In seinem Hotelzimmer ließ er Wasser in die Badewanne laufen und warf seine Kleider hinein. Das war nun mal das Problem mit dem Blut: Man konnte nie wissen, wo es überallhin spritzte. Am Morgen, wenn die Kleider wieder trocken waren, würde er sie in eine Tüte stopfen und ebenfalls entsorgen.

Dash stand nackt am Fenster und sah hinauf in den Himmel über Chile. Der Hof um den Mond erinnerte ihn an die kleine Corona aus Gehirnmasse rings um das Projektil in dos

Linos' Arbeitszimmerwand. Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken.

«Mr. O'Hara?», fragte eine Frauenstimme. Die Besitzerin des Hotels, eine Señora Covarrubias, sprach fließend Englisch, weil sie in ihrer Jugend ein paar Jahre in den Vereinigten Staaten verbracht hatte. Wenn Dash das gehaut hätte, wäre er woanders abgestiegen.

Während er zur Tür ging, räusperte sich Dash und erinnerte sich an den irischen Akzent, der zu seiner Tarnidentität als Donal O'Hara gehörte. «Sind Sie das, Señora?», flötete er und tat so, als fiel es ihm schwer, ihren Namen richtig auszusprechen.

«Das bin ich», lachte sie. «Sind Sie angezogen?»

«Leider nein. Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, oder wollen Sie lieber etwas später kommen?»

«Ich habe einen Eilbrief für Sie», sagte Mrs. Covarrubias. «Aus Schweizerland.»

«Der Schweiz», korrigierte Dash. Bestimmt kam der Brief von Antonia. Wenn man Dash anheuern wollte, musste man das über Antonia tun. Außer seinem Auftraggeber war sie die einzige Person, die wusste, dass er in Chile war. Wenn Antonia ihm schrieb, musste es sich um etwas Wichtiges handeln. «Señora», sagte Dash, «wären Sie vielleicht so freundlich und würden mir den Brief unter der Tür durchschieben? Natürlich nur, wenn er nicht zu dick dafür ist.»

«Ich schätze, das geht, er ist ziemlich dünn.» Dash hörte das Kleid von Señora Covarrubias knistern, dann sah er, wie der Umschlag unter der Tür erschien.

«Haben Sie vielen Dank, gute Frau», sagte Dash mit seinem irischen Akzent. «Jetzt muss ich mir nur noch die Hände abtrocknen. Ich war nämlich gerade in der Badewanne.»

«Das dachte ich mir», sagte Senora Covarrubias. «Ich habe

das Wasser laufen gehört. Dann bis morgen beim Frühstück, Mr. O'Hara.»

«Bis morgen», erwiderte Dash. Mit einem skeptischen Stirnrunzeln wartete er, bis sich die Schritte der Frau entfernt hatten, erst dann bückte er sich nach dem Umschlag.

Er riss ihn auf und förderte einen weiteren, kleineren Umschlag zutage, auf dem eine in London abgestempelte britische Marke klebte. Antonia hatte den Brief geöffnet, gelesen und dann wieder zugeklebt. Dash schlitzte ihn mit einem Fingernagel auf und entnahm ihm ein Blatt Papier, auf dem eine handgeschriebene Nachricht stand. Dash ging grundsätzlich nur auf Jobangebote ein, die mit der Hand geschrieben waren – eine zusätzliche Lebensversicherung.

Diese Anfrage kam von Mikis Menderes, der von vielen nur «der Türke» genannt wurde. Menderes war in der Türkei geboren, hatte aber die meiste Zeit seines Lebens in London verbracht. Er hatte Dash schon zweimal engagiert, und beim zweiten Job hatte Dash nicht nur die Zielperson getötet – einen korrupten Polizeibeamten, dem niemand eine Träne nachgeweiht hatte –, sondern auch dessen Geliebte, die zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war. Der Türke war stinksauer gewesen, denn der Tod der Frau hatte intensive Ermittlungen nach sich gezogen, und der Türke hatte eine Unsumme an Bestechungsgeldern bezahlen müssen, um seinen Namen aus der Sache herauszuhalten. Er hatte Dash dafür verantwortlich gemacht und das bezahlte Honorar zurückgefordert, was Dash aber abgelehnt hatte. Schließlich hatte er seine Zielperson ausgeschaltet. Nach einem hässlichen Wortgefecht hatte er dann doch nachgegeben und sich auf die Rückerstattung von einem Viertel der Auftragssumme eingelassen, die der Türke wiederum auf ein Drittel hochgehandelt hatte. Seitdem hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt.

Noch an der Tür stehend überflog Dash den Brief, und nachdem er sich gesetzt hatte, las er ihn ein zweites Mal. Er war ebenso knapp formuliert wie die bisherigen Mitteilungen des Türken.

Man hat meine Frau in den Armen eines anderen Mannes gesehen. Das macht mich nicht glücklich. Ich muss mit Ihnen darüber reden. Eine Unterkunft steht für Sie bereit. Wenn Sie einverstanden sind, ziehen Sie dort ein, und warten Sie. Ich werde mich bei Ihnen melden.

Am unteren Rand des Schreibens, das mit *Mikis Theopolous Menderes* unterschrieben war, stand in Druckbuchstaben eine Adresse im Norden Londons.

Die Sache schien ziemlich unkompliziert. Die Frau oder die Geliebte des Türken – Dash war über sein Privatleben nicht auf dem Laufenden – hatte was mit einem anderen, und der Türke wollte, dass Dash entweder die Frau tötete oder ihren Liebhaber oder alle beide.

Dash hatte keine große Lust auf diesen Job. Wenn man eine geliebte Person töten musste, konnte das schnell gefährlich werden. Es kam schon mal vor, dass solche Kunden es sich anders überlegten und irrationale Dinge taten. Dash schätzte es, wenn seine Auftraggeber ebenso kalt und berechnend waren wie er, und lehnte Aufträge von eifersüchtigen Ehemännern normalerweise ab.

Wenn er das allerdings bei diesem Job tat, würde der Türke womöglich denken, dass Dash noch immer Groll gegen ihn hegte. Dash hatte ein paar wichtige Kunden in London, und die Vorstellung, dass der Türke vor ihnen schlecht über ihn reden könnte, gefiel ihm überhaupt nicht. Dash hatte lange und hart daran gearbeitet, sich als diskreter, professioneller Killer zu etablieren. Falls seine Kundschaft glaubte, er würde sich in seinen Entscheidungen von persön-

lichen Gefühlen beeinflussen lassen, könnte das abträglich für sein Geschäft sein. Er mochte den Türken ebenso wenig wie dessen Auftrag, aber wenn er ihn annahm, waren sie quitt, und er konnte den geizigen Gangster das nächste Mal beruhigt abblitzen lassen.

Dash schlief noch eine Nacht über die Sache und buchte am nächsten Morgen im Internet seinen Flug um. Eigentlich hatte er zurück in die Schweiz fliegen wollen – schließlich war er seit zwei Monaten nicht mehr zu Hause gewesen –, aber jetzt musste die Schweiz warten. Das Geschäft ging nun mal vor.

Als Nächstes rief Dash Antonia an und sagte ihr, dass er sich in London ein Kunstfestival ansehen wollte.

«Siehst du dort auch deinen türkischen Freund?», fragte Antonia.

«Ich denke schon», erwiderte Dash.

«Wann kommst du denn zurück? Ich vermisse dich.»

Dash grinste. Antonia war genauso gefühllos wie er, und es erheiterte ihn jedes Mal, wenn sie menschliche Regungen zeigte. «Ich hoffe, es wird nicht länger als ein, zwei Wochen dauern.»

«Und wenn jemand nach dir fragt, während du weg bist?»

«Dann schreib dir auf, was er von mir will, und sag ihm, dass er sich noch ein wenig gedulden soll.»

Sie verabschiedeten sich und legten auf. Dash blieb noch eine Weile neben dem Telefon stehen, dachte an Antonia und die Alpen und schüttelte schließlich mit einem leisen Seufzen den Kopf. Er arbeitete zu viel. Was nützte einem das ganze Geld, wenn man keine Zeit mehr hatte, es auszugeben? Ein paar Jahre noch, und er würde sich zur Ruhe setzen, irgendwo, wo es warm war. Er würde nicht den Fehler machen, den richtigen Zeitpunkt fürs Aufhören zu verpas-

sen. Mit dem Töten anderer konnte man viel Geld verdienen, aber wenn man nicht vorsichtig war, dann konnte man dabei selber sterben.

TEIL EINS

EINS

Ich schrecke hoch aus unruhigem Schlaf und erkenne, dass die Toten sich ganz eng um mich geschart haben. Das halbe Dutzend Gespenster kratzt zähnefletschend und lautlos knurrend mit substanzlosen Fingernägeln in meinem Gesicht herum. Ich unterdrücke einen Schrei, vergrabe mein Gesicht im Kopfkissen und warte darauf, dass auch die letzten Schwaden dieses Albtraums verfliegen.

Mein Herz schlägt wie wild, und ich bewege mich nicht, bis es sich beruhigt hat. Als ich mich wieder unter Kontrolle habe, richte ich mich auf und sehe die sechs Gespenster direkt an. Jetzt, wo ich wach bin, haben sie sich zurückgezogen und glotzen böse zu mir herüber, so, wie sie es eigentlich immer tun. Sie gehen nur dann richtig auf mich los, wenn sie glauben, dass sie damit auch wirklich etwas bewirken können. Diese Augenblicke wählen sie mit großer Sorgfalt.

In Nächten wie diesen, wo ich im Schlaf leise wimmere

und unruhig herumzapple, schlagen sie gerne zu. Sie wissen aus Erfahrung, dass ich, wenn sie mich abrupt aus dem Schlaf reißen, eine Zeitlang orientierungslos und verwundbar bin. Körperlich können sie mir nichts anhaben, sonst hätten sie mich schon vor Jahren in Stücke gerissen, also müssen sie sich mit geistigen Qualen begnügen. Und darin sind sie verdammt gut. Kein Wunder, denn schließlich haben sie jede Menge Übung darin.

Ich stehe auf und gehe unter die Dusche. Die Gespenster folgen mir ins Badezimmer – sie gehen durch die Wände, als bestünden sie aus Nebel. Ich ignoriere sie, stelle das Wasser auf ganz kalt und zucke kurz zusammen, als es auf meinen Körper trifft. Aufs Ignorieren der Gespenster verstehe ich mich gut. Nur wenn sie unerwartet über mich herfallen, können sie mir noch einen Schreck einjagen, aber längst nicht mehr so wie am Anfang, als ich noch glaubte, sie könnten mich in den Wahnsinn treiben. Die Toten und ich, wir haben einen erbitterten Kampf gefochten, und ich habe ihn gewonnen. Zumindest bis jetzt. Allerdings fürchte ich, dass sie mich bis an mein Lebensende begleiten werden. Und falls sie keine Erfindungen meiner Phantasie sind, wahrscheinlich noch weit darüber hinaus.

Ich habe miserable Laune. Weil ich nicht wieder einschlafen konnte, habe ich mich durch den Tag geschleppt. Ich habe einen Spaziergang durch London gemacht, recherchiert und mir Notizen gemacht. Aber auch damit konnte ich weder die Zeit schneller vergehen lassen noch die Kopfschmerzen loswerden, die mich häufig heimsuchen, wenn ich nachts aus dem Schlaf gerissen wurde. Ich hielt mich, so gut es ging, von anderen Menschen fern, denn in dieser Verfassung kann ich bei der kleinsten Irritation in die Luft gehen.

Als es Abend wurde, überlegte ich mir, ob ich den Termin mit Joe nicht absagen sollte. Wir wollten uns ein Haus in Kilburn im Norden Londons ansehen. Joe hätte es nichts ausgemacht, die Sache zu verschieben, aber den Gespenstern hätte es einen kleinen Sieg beschert. Und wenn man darum kämpft, nicht den Verstand zu verlieren, darf man keinen Millimeter zurückweichen, denn jeder noch so geringe Sieg stärkt den Gegner.

Es ist kurz nach elf Uhr nachts am 2. Juli. Joe und ich haben die letzten paar Stunden in einem verlassenen Haus verbracht und auf den Geist gewartet, der dort angeblich herumspuken soll. Joe spürt meine schlechte Laune und verschont mich mit seinem üblichen Smalltalk.

Während unserer Wache hat sich meine Stimmung aufgehellt. In Zeiten wie diesen, wenn ich in die düstere Welt der Toten eintauche, kann ich mich mit meiner eigenen Situation noch am ehesten anfreunden. Ich bin ein Mann auf der Suche nach Antworten, und wenn ich mich ganz auf meine gespenstischen Recherchen konzentriere, finde ich ein gewisses Maß an Erleichterung und innerem Frieden.

Joe ist nach oben zur Toilette gegangen. Sie funktioniert zwar nicht mehr richtig – kein Wasser im Spülkasten –, aber er ist zu höflich, um einfach an die Wand zu pinkeln. Ich habe solche Skrupel nicht, und selbst wenn ich welche hätte, würde ich lieber meine Würde verlieren, als auf den morschen Stufen mein Leben zu riskieren. Ich hoffe, Joe erwartet von mir nicht, dass ich ihn aus den Trümmern ziehe, wenn die Treppe unter ihm zusammenkracht. Ich bringe mich für niemanden in Lebensgefahr.

Als ich ein Knarzen höre, trete ich hinaus in den Flur und sehe zu, wie Joe nach unten kommt. Er ist jetzt weniger optimistisch als beim Hochgehen und prüft jede Stufe sorgfältig,

bevor er sein Gewicht darauf verlagert. Bei seinem Anblick heitert sich meine Stimmung weiter auf. «Warum rutschst du nicht auf dem Geländer herunter?», grinse ich.

«Willst du etwa, dass ich mir den Hals breche?», schnaubt er. «Kein Bedarf. Da versuche ich lieber mein Glück auf diesen verdammten Stufen.» Joe kommt aus Nordengland und hat einen starken Akzent. Anfangs hatte ich Schwierigkeiten, ihn zu verstehen, aber jetzt, nach vier Tagen, haben sich meine Ohren daran gewöhnt. Ich ertappe mich sogar schon hin und wieder dabei, dass ich seinen Tonfall nachahme.

Joe schafft es wohlbehalten nach unten und stößt einen dankbaren Seufzer aus, als wäre er gerade von einem Bombenangriff über Berlin zurückgekehrt. «Jetzt könnte ich eine Tasse Tee vertragen», brummt er.

«Dann musst du gleich wieder pinkeln.»

Er nickt mürrisch. «Wir sollten uns so ein Dixi-Klo mieten.»

«Oder du pinkelst einfach an die Wand.»

«Ich bin ein Geordie», empört sich Joe. «Wir im Norden sind zivilisierte Leute.»

Wir gehen wieder ins Wohnzimmer.

«Ist irgendwas passiert, während ich oben war?», fragt Joe, der meine bessere Laune bemerkt hat und jetzt, wo ich nicht mehr so finster dreinblicke wie Rasputin, munter zu plaudern beginnt.

Ich krame meinen besten nordenglischen Dialekt hervor. «Nüsch.»

Joe zuckt zusammen. «Wenn du noch mal so redest, hau ich ab.»

«Dann gehe ich wohl nicht als Einheimischer durch?»

«Vielleicht in Australien.»

Wir setzen uns auf zwei kaputte Klappstühle und warten

weiter auf den Geist. Als uns bei unserer ersten Nachtwache das Stehen zu beschwerlich wurde, haben wir uns die Stühle aus dem Garten geholt.

Drei Nächte in Folge warten wir nun schon darauf, dass der Geist sich endlich zeigt. (Die Nacht davor, meine erste hier in London, bin ich mit Joe durch die Kneipen gezogen, was aufregender klingt, als es in Wirklichkeit war. Joe trinkt nur alkoholfreies Bier, und ich erlaube mir selten mehr als vier Pints.) Laut der Besitzerin des Hauses soll der Geist mindestens ein- oder zweimal die Woche hier herumspuken, aber bisher hat er sich uns noch nicht gezeigt.

Ich bin Schriftsteller. Meine Bücher handeln ausnahmslos von Gespenstern. Das liegt nicht daran, dass mir die Phantasie fehlt, etwas anderes zu schreiben, und auch nicht an der Tatsache, dass ich eine Menge Fans habe, die sehnsüchtig auf die nächste Gespenstergeschichte aus meiner Feder warten. Ich habe mich vielmehr in jedem meiner Bücher dem eigentlichen Wesen von Geistern in unterschiedlicher Weise genähert und mit jedem versucht, herauszufinden, weshalb es Geister gibt. Oder, genauer gesagt, weshalb es meine Geister gibt.

Ich bin nicht dumm. Ich weiß, dass sie vermutlich Produkte meines verwirrten Verstandes sind. Ich bin mir voll auf bewusst, dass ich am Rand eines geistigen Abgrunds stehe und die Geister nichts weiter als die Ausgeburten einer zutiefst gestörten Psyche sind. Aber ich *will* nicht verrückt sein. Ich kann nicht akzeptieren, dass ich ein Geisteskranker sein soll. Ich will dagegen ankämpfen und wieder zurück in die Normalität finden.

Die meisten Leute an meiner Stelle würden sich einen Psychiater suchen, aber das kommt für mich nicht in Frage. Ich habe mir einen anderen Weg gesucht. Ich versuche zu bewei-

sen, dass es Geister wirklich gibt. Wenn mir das gelingt, finde ich vielleicht auch heraus, wie ich mich mit meinen eigenen arrangieren oder sie womöglich sogar verscheuchen kann.

Als mir die Geister zum ersten Mal erschienen sind, haben sie mir einen gehörigen Schrecken eingejagt. Meine Welt wurde auf den Kopf gestellt. Ich hatte Schreikrämpfe und betrank mich bis zur Besinnungslosigkeit. Aber weder Alkohol noch Drogen halfen mir, die Geister verfolgten mich überallhin. Schließlich plante ich, mir eine Kugel in den Kopf zu jagen, nur um von ihnen wegzukommen.

Wahrscheinlich hätte ich das auch getan, wäre mir nicht eines Nachts mitten in meinen Qualen die (wahrscheinlich verrückte) Idee gekommen, dass ich die Schattenwesen vielleicht gar nicht erfinde, sondern dass sie real sein könnten. Diese ziemlich weit hergeholte Möglichkeit verlieh mir die Kraft, mich am Riemen zu reißen. Seitdem tue ich mein Möglichstes, um zu beweisen, dass wir in einer Welt der Wunder leben.

Am Anfang meiner Suche las ich jede Menge Gespenstergeschichten in der Hoffnung, dort einen Weg zur wahren Erkenntnis zu finden. Bald kamen mir Einfälle für eigene Geschichten, die sowohl auf dem Gelesenen als auch auf meinen eigenen Erfahrungen beruhten. Da ich viel Zeit totschlagen musste (Wortspiel beabsichtigt!), fing ich an, meine Ideen immer weiter auszuarbeiten. Das Schreiben half mir dabei, nicht ständig an meine eigenen Geister zu denken. Es diente mir als Anker zur Realität und gab mir das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun und nicht den komplett gestörten Psychopathen abzugeben, der ich fürchtete zu sein.

Kurzgeschichten führten zu längeren und schließlich zu dem Entwurf eines Romans. Aus Neugier schickte ich ein paar meiner Erzählungen an verschiedene Literaturagenten.

Ich wollte sehen, was sie von meinen Gespenstergeschichten hielten. Zu meiner Überraschung reagierten zwei von ihnen positiv, und mit dem einen schloss ich schließlich einen Vertrag ab. Auf diese Weise wurde der Schriftsteller Edward Sieveking geboren, auch wenn ich damals noch gar nicht unter diesem Namen veröffentlichte.

Joe ist einer meiner treuesten Fans. Er hat meine drei Bücher mehrmals gelesen und kennt sie besser, als ich es tue. Bei unserer Kneiptour in der ersten Nacht erwähnte er Personen und Ereignisse, an die ich mich eher vage erinnerte. Es ist sechs Jahre her, seit ich mein erstes Buch veröffentlicht habe. Wenn ich an einem Roman arbeite, versenke ich mich komplett in ihn, aber wenn er mir keine wichtigen Antworten auf meine quälenden Fragen bringt, hat er nach seiner Veröffentlichung für mich ausgedient, und ich wende mich anderen Dingen zu.

Joe hingegen glaubt, dass ein Schriftsteller jedes seiner Bücher sein Leben lang ständig präsent hat. Er kann nicht verstehen, dass ich die Details einer Geschichte, an der ich zwei oder drei Jahre lang gearbeitet habe, über Nacht vergesse. Er ist darüber sogar ein bisschen enttäuscht. Wenn ich wieder zu Hause bin, muss ich meine alten Notizen durchgehen und ihm ein paar Hintergrundinformationen und verworfene Handlungsstränge mailen, damit er nicht das Vertrauen in mich verliert.

«Es ist eiskalt», sagt Joe und bläst sich warmen Atem in den Ausschnitt seines Pullovers.

«Stimmt.» Das ist seltsam, denn eigentlich ist es eine laue Nacht.

«Vielleicht kommt jetzt der Geist», sagt Joe. «Kurz vor einer Erscheinung wird es kälter, oder?»

«Manchmal.» Ich nicke. «Ich war mal in einem Raum, in

dem die Temperatur innerhalb einer Minute um zwanzig Grad sank.»

«Und dann ist der Geist erschienen?» Joe lächelt. Er hat noch nie einen Geist gesehen. Wahrscheinlich glaubt er nicht, dass hier etwas geschehen wird.

«Weiß ich nicht. Ich musste raus, weil es zu kalt wurde.»

Joe reibt sich die Handflächen. Er friert mehr als ich, obwohl er einen dicken, grauen Pulli und einen Dufflecoat anhat, während ich nur ein leichtes Hemd trage. Ich hätte nicht gedacht, dass ein so stämmiger Mann wie Joe so verfroren sein kann. Er ist muskelbepackt wie ein Bodybuilder, was irgendwie seltsam aussieht, denn er ist ein relativ kleiner Mann mit zierlichen, schmalen Händen und einem zarten, ovalen Gesicht.

Joe bemerkt, dass ich ihn beobachte, und grinst schwach. «Du weißt ja, meine alten Wunden. Immer, wenn es kalt wird, machen sie mir wieder zu schaffen», erklärt er. «Du solltest mich erst im Winter sehen – wenn ich da mit weniger als drei Pullis und zwei langen Unterhosen aus dem Haus gehe, muss man mich hinterher vor einem offenen Feuer wieder auftauen.»

Ich lächle mitfühlend. Als ich Joe vor ein paar Tagen fragte, weshalb er bei dieser Hitze von Kopf bis Fuß dick eingepackt herumliefe, erklärte er mir, dass seine Mutter aus Nordirland stammt und mit ihm dort öfters Verwandte besuchte. Eines Tages, als sie gerade in einem Einkaufszentrum waren, explodierte eine Bombe. Joe erlitt so schlimme Verletzungen, dass er fast gestorben wäre. Die Ärzte konnten ihn zwar wieder zusammenflicken, aber seitdem ist sein Körper so sehr mit Narben übersät, dass er ihn niemandem mehr zeigt. Außerdem hat er sich einen dichten Bart wachsen lassen, der den entstellten unteren Teil seines Gesichts verdeckt.

«Wenn du willst, machen wir für heute Schluss», biete ich ihm an.

Joe schüttelt den Kopf. «Ich will auf keinen Fall meine große Chance verpassen.» Joe ist noch entschlossener als ich, dieses Buch zu einem Erfolg zu machen. Der Gedanke, etwas zu einem meiner Romane beizutragen, fasziniert ihn so sehr, dass er alles tut, um mich zu unterstützen. Wenn ich es ihm erlaubte, würde er vermutlich sogar Geld in dieses Unternehmen stecken.

«Wir könnten das nächste Mal einen Heizstrahler mitnehmen», schlage ich vor.

«Bloß nicht. Dieser Geist mag doch keine Elektrizität.»

Auch das hat uns die Besitzerin des Hauses erzählt, weshalb wir jetzt hier bei Kerzenschein sitzen. Geister sind scheue Wesen, die sich nicht gerne zeigen. Von früheren Experimenten weiß ich, dass sie oft ausgerechnet dann erscheinen, wenn man gerade ein Problem mit der Kamera hat und sie nicht fotografieren kann. Skeptiker, die sich über solche Misserfolge lustig machen, können sich nicht vorstellen, wie ausgebufft Geister manchmal sind.

Ausgebufft. Dieses Wort habe ich von Joe, was nicht unproblematisch ist. Weil das neue Buch in London spielt, möchte ich eigentlich etwas Cockney-Slang mit einfließen lassen, und Joe stammt nun mal aus dem Norden Englands. Ich muss aufpassen, dass ich nicht zu viel von seinem Dialekt annehme.

«Du hast mir immer noch nicht erzählt, worum es in deinem neuen Buch eigentlich geht», bemerkt Joe.

«Weil ich mir selbst noch nicht ganz klar darüber bin», erwidere ich. «Ein paar Punkte weiß ich schon, aber es gibt immer noch große Lücken, die ich füllen muss.»

«Aber es bleibt dabei, dass es um spontane menschliche Selbstentzündung geht, oder?»

«Ja», lache ich. «Allein schon dir zuliebe.»

«Mir ist das piepegal», sagt Joe. «Ehrlich.»

Joe war es, der mich auf die spontane menschliche Selbstentzündung aufmerksam gemacht hat. Er hat über das Thema eine Menge Bücher gelesen und es öfter in seinen E-Mails erwähnt. Die Wissenschaft, sagte er, habe zwar keine Erklärung dafür, aber einige Theorien gebe es doch. Das hat mich so neugierig gemacht, dass ich selbst ein bisschen recherchiert habe. Im Lauf der Jahre habe ich mich mit allen möglichen übernatürlichen Phänomenen beschäftigt und an den entlegensten und unwahrscheinlichsten Orten geforscht. Diese Recherche hat mich jetzt hierher nach London gebracht.

«Aber es wird wieder ein Horror-Roman, oder?», will Joe wissen.

«Kann sein», grummle ich.

Joe stöhnt. «Komm schon, mir kannst du es doch sagen. Es bleibt schließlich unter uns.»

«Wenn ich es weiß, erfährst du es als Erster. Aber bis dahin musst du dich gedulden. Manchmal entstehen meine Plots ganz schnell, aber meistens ist das nicht der Fall.»

«So wie bei diesem?», fragt Joe.

«Genau.»

«Dann ...» Er wird rot. «Wenn ich jetzt eine Idee hätte und sie so gut wäre, dass du sie verwendest, würdest du mich dann in deinem Buch erwähnen?»

«Klar.»

«Wahnsinn», seufzt er. «Ein Buch von Edward Sieveking und Joe Rickard. Mein Name unter deinem, in etwas kleinerer Schrift.»

«Vielleicht wird am Ende ja *dein* Name oben stehen», sage ich trocken.

Joe wirft mir einen verletzten Blick zu. «Du brauchst nicht

zynisch zu werden. Ich weiß genau, dass es dein Buch ist. Ich dachte nur, es wäre schön, wenn –»

«Was war das?» Ich unterbreche ihn mit einer raschen Handbewegung.

Ich habe ein dumpfes, polterndes Geräusch gehört. Meine Hoffnung wächst, aber Joe macht sie zunichte.

«Das war nur eine Katze», lacht er. «Ein Kater auf der Pirsch.»

Er hat recht, und ich ärgere mich über mich selbst. Darauf hätte ich auch kommen können. Schließlich habe ich mehr Erfahrung in solchen Dingen als er.

Wir versinken wieder in Schweigen. Ich erinnere mich daran, wie Joe mich vor knapp einem Jahr zum ersten Mal kontaktierte. Ich habe damals Werbung für mein Buch *Seelengeier* gemacht, den ersten Roman, den ich unter meinem eigenen Namen herausgegeben habe. Zuvor habe ich das Pseudonym E.S.King verwendet, weil mein erster Agent der Meinung gewesen war, Fans von Stephen King würden wegen der Ähnlichkeit des Namens zu meinen Büchern greifen. In Wirklichkeit hat sie den Verkaufszahlen eher geschadet. Mit *Seelengeier* und einem neuen Agenten erschien schließlich Edward Sieveking in der Welt der Literatur. Als ich auch meine beiden ersten Romane, *Nächte der Angst* und *Sommerschatten*, unter diesem Namen neu herausbrachte, verkauften sie sich schon besser. Es reichte zwar nicht für die Bestsellerliste, aber immerhin gab es mir das gute Gefühl, nach einem schlechten Start endlich auf dem richtigen Weg zu sein.

Als *Seelengeier* erschien, veranstaltete der Verlag einen Internet-Chat, der allerdings nicht sehr ergiebig war. Die Teilnehmer stellten mir zwar viele Fragen über das neue Buch, aber Joe war der Einzige, der auch mit meinen alten Werken vertraut zu sein schien. Ich schickte ihm ein signiertes Exem-

plar von *Seelengeier* sowie die Neuauflagen der beiden anderen, und wir freundeten uns auf Facebook an. Als ich ihm vor ein paar Monaten schrieb, dass ich für meinen neuen Roman über spontane menschliche Selbstentzündung recherchierte, überredete er mich, das Buch in London spielen zu lassen.

«Diese Stadt ist noch unheimlicher als ein Friedhof», schwärmte er. «Und außerdem kenne ich einige Leute, die dir etwas über spontane menschliche Selbstentzündung erzählen können.»

Er brauchte nicht lange, um mich zu überzeugen. Ich war zwar vor vielen Jahren, als ich noch kein Schriftsteller war, ein paarmal in London gewesen, aber unter kreativen Vorzeichen hatte ich die Stadt damals nicht erkundet. Meine bisherigen Romane hatten immer auf dem Land gespielt – zwei in den USA, einer in Kanada –, aber bei dem neuen wollte ich eine Stadt als Schauplatz haben – warum also nicht London? Außerdem wollte ich Joe persönlich kennenlernen. Eigentlich bin ich der geborene Einzelgänger, aber vielleicht war es ja nicht schlecht, etwas mehr in Kontakt mit Menschen zu kommen. Mein Agent sagt mir ständig, dass ich bei Interviews viel zu steif rüberkomme, und vielleicht macht mich die Tatsache, dass ich mich mit jemandem wie Joe über meine Arbeit unterhalte, ein wenig lockerer.

Joe beugt sich nach vorne und klopft mir aufs Knie, was mich aus meinen Gedanken reißt. Aufgeregt deutet er auf die gegenüberliegende Mauer. Als ich den Kopf drehe, weht ein Windstoß durch den Raum und bläst die Kerzen aus. Zum Glück gibt es zwischen den Brettern, mit denen die Vorderfenster vernagelt sind, zahlreiche Ritzen und Spalten, durch die das Licht der Straßenlaternen in den Raum sickert.

Nebel steigt aus der nackten Ziegelmauer auf. Nein, er steigt nicht auf ... er entströmt ihr. Er wabert auch nicht wie

normaler Nebel, sondern er blubbert aus den Backsteinen, als ob er von unsichtbaren Lippen in den Raum geblasen würde. Eine dichte, hellgraue Wolke, die direkt aus der Wand kommt.

«Verdammt», keucht Joe und springt auf. «Es ist doch wahr!» Er schüttelt ungläubig den Kopf und starrt auf die Wand. Er fängt an zu zittern. Das ist sein erstes Mal, und nichts kann einen vorbereiten auf die erste Begegnung mit der Tatsache, dass es in dieser Welt mehr gibt als das, was die meisten Leute sehen.

Die Wolke hat jetzt ihre größte Ausdehnung erreicht – etwa neunzig Zentimeter im Durchmesser. Es sieht so aus, als würde sich ein Drittel von ihr noch in der Wand befinden. In ihrem Inneren drehen sich Nebelschwaden unterschiedlicher Dicke wie einander umschlingende, halbdurchsichtige Ranken. Ich lege die Kamera in meinen Schoß. Die Besitzerin des Hauses hat mir erzählt, dass ein Blitz die Erscheinung verjagen und alles zunichte machen würde, aber ich muss trotzdem versuchen, ein Bild von ihr zu machen. Andererseits muss ich mir nichts beweisen, weshalb ich auch nicht die übliche Ausrüstung mitgebracht habe, aber nicht einmal der stümperhafteste Geisterjäger würde ein Spukhaus ohne Kamera betreten.

«Hörst du auch dieses Ploppen?», fragt Joe und beugt sich mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen nach vorn. Sein Gesicht ist ganz rot vor Aufregung.

«Ja.»

«Was ist das?»

Ich zucke mit den Achseln. «Vielleicht sind das Geister, die entstehen, vielleicht ist es der Nebel, der mit der Luft reagiert, oder Blasen, die in der Wand platzen. Such dir was aus.»

Ich stehe auf und betrachte die Nebelwolke von der Seite.

Sie strahlt eine eisige Kälte aus und wird immer undurchsichtiger.

«Ed», krächzt Joe und deutet mit einem zitternden Finger auf die Blase. «Das sind *Gesichter*.»

Ich gehe zurück zu meinem Stuhl, setze mich aber nicht. In dem Nebel formen sich Gesichter oder zumindest etwas, was so ähnlich aussieht. Obwohl sie nicht deutlich erkennbar sind, könnten es menschliche Gesichter sein. Man sieht Augen und Ohren und geöffnete Münder mit Zähnen. Ich denke an meine eigenen sechs Gespenster hinter mir – in solchen Augenblicken denke ich immer an sie –, aber ich drehe mich nicht zu ihnen um, denn ihre Gesichter sind mir inzwischen so vertraut wie mein eigenes.

Auch wenn ich es mir nicht anmerken lasse, bin ich ziemlich aufgeregt. Erscheinungen sind selten so deutlich wie diese. Das ist eines der erstaunlichsten Erlebnisse, die ich bisher hatte.

Ich wende mich an Joe. «Beschreibe mir, was du gerade siehst.»

Er schluckt nervös, zupft an seinem Bart herum und flüstert dann ehrfürchtig, als traue er sich nicht, laut zu sprechen. «Das Gesicht einer Frau, etwa zwanzig Jahre alt. Langes Haar. Jetzt verändert es sich. Es verliert seine Form. Es ist weg.» Ein paar Sekunden Stille. «Jetzt bildet sich ein anderes.»

«Das eines Jungen», unterbreche ich ihn. «Ziemlich füllig. Kurzes Haar, schlechtgeschnittener Pony. Ist das da unter seinem linken Auge eine Verletzung?»

«Könnte sein», stimmt Joe mir zu.

«Gut. Dann sehen wir offenbar das Gleiche.» Diese Feststellung ist wichtig, denn nicht alle Menschen interpretieren eine Erscheinung auf dieselbe Weise.

Bis jetzt waren die Gesichter klein gewesen, im inneren

Teil der Nebelblase. Nun bildet sich eines näher an ihrer Oberfläche, das größer als die anderen ist. Es ist das Gesicht eines alten Mannes. Die Hausbesitzerin hat uns erzählt, dass die anderen Gesichter ständig wechseln, dieses aber immer wiederkommt.

«Das kann doch nicht wahr sein», raunt Joe, als der Alte seinen Blick durch den Raum schweifen lässt. Joe zittert jetzt am ganzen Körper. Er schaut zur Tür, und eigentlich rechne ich damit, dass er aufspringt und das Weite sucht. Dann aber ballt er die Hände zu Fäusten und zwingt sich, sitzen zu bleiben.

«Siehst du seine Pupillen?», frage ich. Joe starrt den Mann an und nickt. «Bei den anderen habe ich keine gesehen. Alles war verschwommen. Aber dieser scheint weniger flüchtig zu sein.»

«Es ist wahr», stöhnt Joe. «Es gibt sie wirklich, die Geister.»

«Zumindest wollen sie uns das glauben machen», sage ich mit einem säuerlichen Lächeln und trete näher an die Wolke. «Sag mir deinen Namen», flüstere ich. «Beweise mir, dass du das bist, wonach du aussiehst.»

Der Geist antwortet nicht. Keiner von ihnen hat es jemals getan.

Wir beobachten ein paar Minuten lang das Gesicht des alten Mannes, der seinen Blick immer noch durch den Raum wandern lässt. Als sich nichts weiter tut, beschließe ich, ein Foto zu machen. «Hast du alles gesehen, was du wolltest?», frage ich Joe, während ich langsam die Kamera hebe.

Er nickt zögerlich. «Ja.»

Ich mache eine Aufnahme, und sofort löst sich das Gesicht auf, und die Nebelblase verliert ihre Form. Das meiste von ihr wird zurück in die Wand gesaugt, und ein beißender, schwefeliger Gestank erfüllt den Raum. Ich drücke mir die Atemmaske, die ich immer dabei habe, auf den Mund. Auch Joe

habe ich in unserer ersten Nacht in diesem Haus eine gegeben, aber er hat sie nicht sofort parat. Während er hustend in seinen Taschen nach ihr sucht, packe ich ihn am Ellbogen und führe ihn hinaus in den Flur. Als Joes Husten nachlässt, wischt er sich die Tränen aus den Augen und grinst schwach. «Ich habe die Maske wohl zu Hause liegengelassen», sagt er und starrt durch die offene Tür ins Zimmer, in dem sich die letzten Nebelfetzen verflüchtigen. «Und du siehst solche Sachen die ganze Zeit?»

«Ja, aber keine zwei Erscheinungen sind gleich.»

«Wahnsinn.» Er schlottert. «Dann sind die Geister also wirklich echt.»

Ich ziehe eine Augenbraue hoch und sehe ihn an. «Glaubst du?»

«Na klar. Nach dem, was wir gerade gesehen haben ...» Er wirft mir einen schrägen Blick zu. «Soll das etwa heißen, dass du es nicht glaubst?»

«Ich würde es gerne glauben», sage ich leise. «Mehr, als du dir vorstellen kannst. Aber ...» Ich sehe mir auf dem Display der Kamera das Bild an, das ich gerade gemacht habe. Außer der Wand und ein paar Nebelschwaden ist darauf nichts zu sehen. Ich zeige es Joe.

«Na und?», fragt er und runzelt die Stirn. «Du hast doch selbst gesagt, dass man Geister so gut wie nie fotografieren kann.»

«Genau das macht mich ja skeptisch.» Ich lege die Kamera beiseite und bin enttäuscht, wie ich es oft nach einer Erscheinung bin, selbst wenn sie so spektakulär war wie diese.

Joe starrt mich verunsichert an. «Wenn dir das, was wir gesehen haben, als Beweis nicht reicht, was brauchst du denn dann?»

Ich verziehe das Gesicht. «Ich möchte, dass mir einer von ihnen sagt, dass es ihn wirklich gibt. Wenn das tatsächlich der Geist einer verstorbenen Person ist, dann möchte ich, dass er mit mir redet, mir meine Fragen beantwortet und bestätigt, dass er ist, was er zu sein scheint.»

«Und das ist dir noch nie passiert?», fragt Joe.

Ich schüttle den Kopf. «Ich habe zwar über Medien und Ouijabretter schon öfter mit Toten gesprochen, aber kann man solchen Quellen wirklich vertrauen? Schließlich kenne ich die Tricks, die diese Typen benützen, um gutgläubige Kunden reinzulegen. Selbst bei den wenigen Gelegenheiten, an denen ich positiv überrascht wurde, konnte ich mir nicht erklären, was wirklich geschehen ist. Und deshalb suche ich immer noch nach einem handfesten, hundertprozentig sicheren Beweis.»

«Was ist mit dem, was wir heute Abend gesehen haben?», fordert Joe mich heraus.

Ich lächle bitter. «Es war zwar unglaublich, aber was beweist das schon? Früher haben die Leute geglaubt, im Nordlicht würden die Geister ihrer Toten über den Himmel jagen. Wer kann also sagen, dass es keine wissenschaftliche Erklärung gibt für das, was wir gerade gesehen haben?»

Joe kratzt sich am Bart. «Aber in deinen Büchern behauptest du, dass es Geister wirklich gibt.»

«Und genau das will ich auch: Dass Geister echt sind. Bis jetzt habe ich nur noch keinen Beweis dafür gefunden.»

«Was würde für dich als Beweis gelten?», fragt Joe.

«Eine richtige Begegnung», erwidere ich. «Ein Geist, der sich direkt an mich wendet, mir seinen Namen sagt und Fragen beantwortet. Ein Geist mit einer überprüfbaren Geschichte, die belegt, dass er genauso echt ist wie du, zum Beispiel.»

«Das ist eine schwierige Aufgabe», bemerkt Joe.

«Nicht, wenn es Geister wirklich gibt», sage ich und lache. «Na, wie sieht's aus? Hast du noch Lust auf Geisterjagd? Oder möchtest du aufhören?»

«Na, wie sieht's aus?», frage ich Joe. «Hast du noch Lust auf Geisterjagd? Oder möchtest du jetzt aufhören?»

«Soll das ein Witz sein?», schnauft Joe. «Das war doch umwerfend, gerade eben. Es hat mir zwar Angst gemacht, aber ich fand es echt gut. Du meinst doch nicht im Ernst, dass ich jetzt schlappmache!»

«Wirklich nicht?»

Er winkt ab. «Was machen wir als Nächstes? Diese Geschichte hat mich erst so richtig heiß gemacht.»

«Für heute ist es genug», sage ich. «Lass uns nach Hause gehen. Es ist spät.»

Joe schaut auf seine Armbanduhr und pfeift durch die Zähne. «Die Kneipen haben schon zu. Möchtest du vielleicht mit zu mir? Auf ein paar Drinks?»

Ich schüttele den Kopf. «Nein danke. Ich will diese Sache hier aufschreiben, solange sie noch frisch ist.»

«Kein Problem. Kommen wir morgen wieder her?»

«Nein. Dieses Haus hat alle seine Geheimnisse preisgegeben. Ich habe genug gesehen. Ich möchte mich lieber mit einem Mann namens Pierre Vallance treffen. Er ist ein Medium, glaubt aber nicht an Geister.»

«Wie kann ein Medium nicht an Geister glauben?» Joe runzelt die Stirn.

«Genau das will ich herausfinden», sage ich, während ich Joe zurück in die Geborgenheit der normalen, langweiligen Welt führe. Meine sechs Schatten gleiten hinter uns her, stumm, beobachtend und vorwurfsvoll wie immer.